

Vorwort

Als ich im Jänner 1945 zwanzig wurde, war mein Vater lange an Tuberkulose verstorben, meine Mutter in Auschwitz ermordet, waren meine Tante Camilla und meine Onkel Ferdinand und Oskar von der SS erschossen worden. Ich war beinahe sieben Jahre auf der Flucht gewesen, hatte als Gefangener des Vernichtungslagers Jasenovac Massengräber ausgehoben, war der Deportation nach Auschwitz dank des Schutzes der Armee des faschistischen Italien entkommen und nun Unterleutnant bei Titos kommunistischen Partisanen.

Im Laufe der Jahre hatten alle möglichen Leute versucht, mich zu töten: österreichische und deutsche Nazis, kroatische und bosnische Faschisten, sogar ein königstreuer Tschetnik, der bei den Partisanen als Spitzel eingeschleust worden war. Während ebendieser Jahre hatten alle möglichen Leute getan, was sie konnten, um mich zu retten oder mir zumindest zu helfen: unser katholisches Dienstmädchen in Zagreb, ein jüdischer Ladenbesitzer in einer ungarischen Grenzstadt, ein anonymer kroatischer Kellner in einem Bahnhofsrestaurant, Armeesoldaten des faschistischen Italien, der Politkommissar meiner Partisaneneinheit – und, was kaum zu glauben ist, ein Nazi-General.

Alles in allem handelt meine Geschichte von Verfolgung, Leid, Verrat und Tod. Zugleich aber blitzen in ihr Momente grundlegenden Respekts vor dem menschlichen Leben auf, und zwar zu Zeiten und an Orten, wo man am wenigsten mit ihnen rechnen würde. Mehrmals wurde ich während dieser fürchterlichen Jahre Zeuge der ungeheuren Macht von Menschen, die zufällig da waren, um das Schicksal vom Tod hin zum Leben zu wenden. Und meistens brauchte es dazu weder Mut noch eine besondere Überzeugung; die grundsätzliche Bereitschaft, sich anständig zu verhalten, war schon genug.

Auf überwältigende Weise aber verdankt mein persönliches Überleben sich dem blinden Zufall. Diejenigen, die versuchten, mich zu töten oder, umgekehrt, mir zu helfen, verhielten sich vielen anderen gegenüber ganz ähnlich. Ich war niemand Besonderes, und weder existiert eine Ursache noch eine Erklärung dafür, dass ich überlebt habe, und so viele andere, die wahrscheinlich weit mehr – jedenfalls nicht weniger – Unschuld, Lebenswillen, Geistes- und Körperkraft, Mut und Gewitztheit besaßen, nicht. Immer wieder konnte ich mitansehen, mit welcher Brutalität sich die Blindheit des Schicksals offenbart.

Im Wissen, dass weder mein persönliches Durchhaltevermögen noch mein Einfallsreichtum eine besondere Rolle in meinem Überleben gespielt haben, von religiösen Überzeugungen ganz zu schweigen, verstört mich die hin und wieder gemachte Andeutung, dass die, die überlebten, dies aufgrund ihres Mutes, ihrer Widerstandskraft oder ihres Glaubens taten, zutiefst. Die Schlussfolgerung, dass jene, die umgekommen sind, ebenfalls hätten überleben können, wenn sie nur dieselben Qualitäten besessen hätten, kommt einer tiefgreifenden Verunglimpfung ihres Andenkens gleich. Tatsächlich ist sie gedankenloser Unsinn und entbehrt jeder Grundlage. Wir, die wir überlebt haben, verdanken unser Leben dem Zufall; in keiner Weise waren wir ehrenwerter, klüger oder stärker als jene, die vergast, erhängt, erschossen oder abgeschlachtet wurden.

Wenn ich gelebt habe, um dies zu schreiben, so war es nichts anderes als eine Laune des Schicksals. Und diese Gelegenheit muss ich ergreifen.

Imre Rochlitz

1938: MITTELEUROPA VOR DEM »ANSCHLUSS«



Prolog: Wien

An einem Tag Anfang November 1927 besuchten meine Mutter, mein Bruder Max und ich meinen Vater. Er war in einer Abteilung für unheilbar Kranke im Sanatorium Hoffmann in Kierling untergebracht, einem Vorort von Wien. Ein Jahr zuvor war er an Tuberkulose erkrankt und litt nun an einer Lungenentzündung.

Heute, mehr als ein Dreivierteljahrhundert später, stammt das einzige klare Bild, das ich von meinem Vater besitze, von diesem Besuch: Es ist das eines sehr dünnen, blassen Mannes, der in einem schmalen Bett am Fenster liegt, durch das schwach ein paar Sonnenstrahlen fallen. Max zufolge stützte er sich, als wir hereinkamen, auf seine Ellbogen und lachte.

Er starb wenige Tage nach unserem Besuch. Die meisten Juden wurden am Wiener Zentralfriedhof begraben, unser Vater aber wurde, wahrscheinlich weil unsere Mutter dafür nicht aufkommen konnte, in der Nähe des Sanatoriums beigesetzt, auf einem kleinen jüdischen Friedhof in Klosterneuburg. Zwei Monate später, am 23. Jänner 1928, wurde ich drei, an dem Tag, an dem er vierzig Jahre alt geworden wäre, Max zwei Tage danach sechs.

Unser Leben änderte sich so schlagartig wie drastisch. Das kleine Tauschbüro meines Vaters an der Wiener Börse wurde verkauft, stellte sich aber als praktisch wertlos heraus. Das hatte zum Teil damit zu tun, dass er krank war und nicht arbeiten konnte, war aber auch eine Folge der akuten wirtschaftlichen Rezession, die in Österreich vorherrschte. Im Alter von neunundzwanzig Jahren fand meine Mutter sich plötzlich verwitwet und nahezu mittellos wieder. Sie sah sich gezwungen, unsere geräumige Wohnung in der Zelinkagasse im eleganten ersten Wiener Bezirk aufzugeben und bei ihrer Mutter einzuziehen. Während der nächsten zwei Jahre lebten wir bei unserer Großmutter in Pötzleinsdorf am Stadtrand von Wien. Als sich die wirtschaftlichen

Mein Vater Josef, meine Mutter Irene und mein Bruder Max im Spätsommer 1924. Meine Mutter war damals mehrere Monate mit mir schwanger.



Umstände zunehmend verschlechterten, zogen wir zurück in die Stadt, schlussendlich in eine kleine Wohnung in der Grünentorgasse 26 im bürgerlichen neunten Bezirk. Uns schlossen sich eine Tante und zwei Onkel an (die unverheiratete Schwester meiner Mutter und ihre Brüder) und bezogen also gemeinsam mit meiner Mutter, meiner Großmutter, meinem Bruder und mir dieselbe Wohnung. Nach dem Tod meines Vaters wurden wir in die große Familie meiner Mutter aufgenommen und sahen seine Verwandten, von denen die meisten in Ungarn und Rumänien lebten, nur noch selten.

Als wir Kinder waren, ging meine Mutter ganz in der Sorge um Max und mich auf und opferte alles für uns, im Versuch, sicherzustellen, dass wir uns in der Gesellschaft unserer vom Glück eher begünstigten Klassenkameraden nicht benachteiligt fühlten. Da aber praktisch alle meine Freunde noch beide Elternteile hatten und vermöglicher waren als wir, verließ mich nie ein Gefühl der

Unsicherheit und des Mangels. Und obwohl meine Onkel sehr liebevoll waren und Max und mich wie Söhne behandelten, empfand ich es als eine alles durchdringende und äußerst schmerzhafteste Entbehrung, keinen Vater zu haben, es war für mich eine Unvollständigkeit, die unmöglich zu überwinden und zu vergessen war, nicht für einen Augenblick. Und weil meine Familie unvollständig war, empfand ich auch mich selbst als unzulänglich. Eine Zeit lang weigerte ich mich insgeheim, zu akzeptieren, dass mein Vater tot war. An seinem Todestag nahm meine Mutter für gewöhnlich Max und mich mit zu dem kleinen Friedhof

Von links: meine Mutter, Max und ich, um 1935



in Klosterneuburg, um sein Grab zu besuchen. Sie brach dann jedes Mal in Tränen aus und sprach mit großer Zuneigung und Trauer von ihm, und auch wenn daheim niemand sonst ihn je erwähnte, hörten wir von älteren Cousins, wie sehr sie ihn geliebt hatte. Ich gab die Hoffnung nie auf, dass sein Tod und Begräbnis bloß ein Irrtum gewesen waren, und träumte davon, dass der Mann im Grab gar nicht er sei, dass mein Vater eines Tages wiederkehren würde und wir dann für immer als glückliche Familie zusammenlebten.

Ich weiß nicht, warum die Verwandten meiner Mutter es vermieden, meinen Vater zu erwähnen, vielleicht, um nicht an alten Wunden zu rühren. Viele Jahre später erfuhr ich aus Erzählungen, dass die Ehe meiner Eltern nicht ganz unproblematisch gewesen war. Sie hatten 1921 in Wien geheiratet, wo 1922 mein Bruder Max

(Maximilian) geboren wurde. Nicht verifizierbarem Familienratsch zufolge trennten sie sich anschließend, und mein Vater, der ungarischer Staatsbürger war, kehrte nach Budapest zurück. Demselben Klatsch zufolge fand ihre Versöhnung, deren Ergebnis ich bin, 1924 statt. Sie dürften dann beschlossen haben, in Budapest, wo ich 1925 geboren wurde, ein neues Leben anzufangen. Die Tatsache, dass sie mir den Namen Imre (einen Namen, wie er ungarischer nicht sein könnte) gegeben haben, beweist, dass sie vorgehabt haben mussten, in Budapest zu bleiben; denn niemand, der bei Sinnen war, wäre sonst auf die Idee gekommen, seinen Sohn so zu nennen. Aus mir unbekanntem Gründen kehrten sie allerdings wieder nach Wien zurück, als ich sechs war. Mein Vater erkrankte ein Jahr später und verbrachte die letzten Monate seines Lebens in Lungenheilstätten.

Erst im Jahr 2000 erfuhr ich das genaue Sterbedatum meines Vaters – 1927 – und dass er außerhalb von Wien im Sanatorium Hoffmann gestorben ist, wo drei Jahre zuvor Franz Kafka im beinahe gleichen Alter (Kafka war vierzig, mein Vater neununddreißig) derselben Krankheit erlegen war.

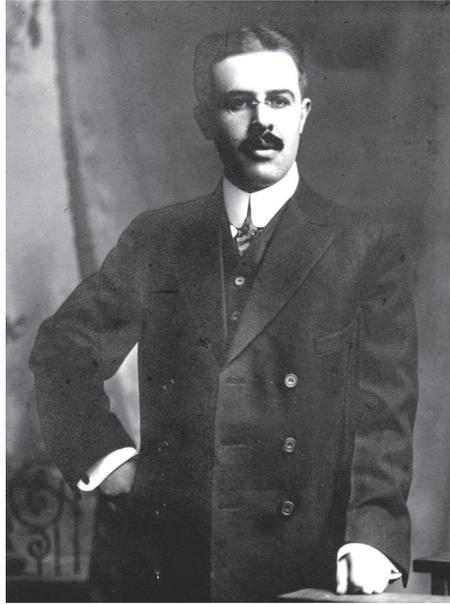
Nach dem Tod meines Vaters blieb meine Mutter in Wien, um in der Nähe ihrer Verwandten zu sein. Die seltsam anmutende Familie, in der ich aufwuchs und die sich aus Junggesellenonkeln, einer unverheirateten Tante, Witwen und kleinen Kindern zusammensetzte, war im Wien der Zwischenkriegszeit nichts Besonderes. Es war eine Stadt, in der das Ungewöhnliche sich einzubürgern begann. Ich kann mich an ein alles bestimmendes Gefühl des Niedergangs erinnern, nicht nur was das Österreichisch-Ungarische Reich betraf, das erst wenige Jahre zuvor gewaltsam sein Ende gefunden hatte, sondern auch im persönlichen Leben der meisten Menschen. Es schien nichts von Bestand zu geben, keine klar umrissenen Ziele, keine Ideale waren zu erreichen. Die Erwachsenen in meiner Familie blickten nostalgisch zurück auf die Tage Kaiser Franz Josefs, dessen Person den Jüdinnen und Juden der Monarchie ein Gefühl von Schutz und Sicherheit gegeben hatte. Im politisch, sozial und wirtschaftlich instabilen Klima,

das nun vorherrschte, war dieser Schutz merklich geschwunden. Meine Mutter äußerte oftmals die Hoffnung, dass mein Bruder Anwalt und ich Arzt werden würde. Ich liebäugelte damals mit der Zahnmedizin, auch weil sie eine abgesicherte Existenz zu versprechen schien. Doch nicht einmal diese Vorstellung erschien mir realistisch. Unsere Lage als in Wien lebende ungarische Juden deutscher Muttersprache barg so viele Widersprüche, so viele einander zuwiderlaufende Neigungen und Loyalitäten, so viele Fragen der Identität und Zugehörigkeit, dass beinahe jedes Szenario denkbar schien bis auf eines, das zu einem glücklichen und sinnvollen Leben führte.

Das lebende Beispiel dieses Gefühls des Zukurzgekommen-seins war Onkel Ferdinand, der älteste Bruder meiner Mutter. Er war Anfang vierzig, Absolvent der Universität Wien und besaß einen Maschinenbauabschluss. 1908 in die USA eingewandert, hatte er in Detroit eine erfolgreiche Karriere im Entwurf und in der Konstruktion von Brücken verfolgt gehabt, als er 1912 die Nachricht erhielt, dass sein Vater (mein Großvater mütterlicherseits) einen Herzinfarkt erlitten hatte. Er nahm das erste Schiff zurück nach Europa, doch als er in Wien ankam, war sein Vater bereits tot. Auf die Bitte seiner Mutter hin erklärte er sich bereit, in Wien zu bleiben, bis sie und seine noch minderjährigen Geschwister ihr Leben neu geordnet haben würden. Aus mir unbekanntem Gründen wurden aus seinem Aufenthalt mehr als zwei Jahre.

1914, gerade als er im Begriff war, in die Vereinigten Staaten zurückzukehren, brach der Erste Weltkrieg aus. Ferdinand wurde in die österreichisch-ungarische Armee eingezogen und an die russische Front abkommandiert. Dort entpuppte sich dieser sanftmütige und zurückhaltende Mann als erstaunlich tapferer Kämpfer, der ein russisches Maschinengewehrnest praktisch im Alleingang erstürmte und gefangen nahm. Für diese Tat wurde ihm die höchste Auszeichnung für Verdienste auf dem Schlachtfeld, die Goldene Tapferkeitsmedaille, verliehen. Nachdem der Krieg vorbei war, sah er sich nicht in der Lage, sich wieder in den Vereinigten Staaten einzufinden. Als jemand, der Seite an Seite mit einem ihrer Gegner gekämpft hatte, konnte er sich nicht

Onkel Ferdinand Dénes
um 1908, als er Wien
verließ, um in die USA zu
gehen



vorstellen, zurückzukehren und seine Ingenieurskarriere fortzusetzen, als ob nichts gewesen wäre. So blieb Onkel Ferdinand in Wien und wurde im Alter von dreißig Jahren ein Mann, der in der Vergangenheit lebte und sich aus dem aktiven Leben so gut wie zurückgezogen hatte. Er vertrödelte seine Zeit mit der Abfassung einer akribisch genauen Geschichte der russischen Front während des Krieges und bastelte nachmittags in seiner Mechanikerwerkstatt. Gelegentlich nahm er Einladungen von Geselligkeitsvereinen wahr und hielt Vorträge über die Vereinigten Staaten. Sogar als Kind erstaunte und verunsicherte es mich, wie ein so talentierter und einfallsreicher Mensch sein Leben derart vergeuden konnte. Und doch war es Onkel Ferdinands uneingeschränkte Begeisterung für die Vereinigten Staaten, wo, wie er sagte, jemandes Erfolg allein von dessen Ambitionen und Fähigkeiten abhing, die Max und mich davon träumen ließ, eines Tages dort zu leben.

Seine Mechanikerwerkstatt bot den Anlass für eine der aufregendsten Episoden meiner Kindheit. In den frühen 1930ern

erhielt Onkel Ferdinand den Auftrag, eine Modelleisenbahn für König Michael von Rumänien, damals noch ein Kind, zu konstruieren. Über mehrere Monate hinweg baute er eine Dampflokomotive im verkleinerten Maßstab von rund einem Meter Länge, die voll funktionsfähig war. Auch fertigte er mehrere Passagierwaggons und ein Stück Gleis an. Als das Geschenk fertig war, blieb der geheimnisvolle Auftraggeber allerdings verschwunden. Die wunderbare Spielzeugetisenbahn wurde nie bezahlt und verstaubte jahrelang in den hintersten Winkeln seiner Werkstatt. Verständlicherweise begehrten Max und ich sie sehr und hofften bei jedem unserer Werkstattbesuche wider alle Vernunft, dass unser Onkel uns erlauben würde, sie mit nach Hause zu nehmen. Das hat er nie getan – und selbst wenn, hätten wir sie in unserer engen und überbelegten Wohnung nicht aufbauen können – schließlich war der Zug für einen Jungen entworfen worden, dem ein königlicher Palast gehörte. Trotzdem träumte ich noch lange Zeit davon, dass sie eines Tages mir gehören würde.

Auch wenn Onkel Ferdinands Werkstatt hie und da Einkünfte abwarf, war es Onkel Robert, der die Hauptlast der Versorgung von uns sieben, die wir zusammenlebten, trug. Robert, der zwei Jahre jünger als Ferdinand war, besaß ein kleines Krawattenunternehmen. Er importierte feine Seiden und andere Stoffe aus Italien, ließ sie in Wien zu Krawatten und Schals verarbeiten, um sie anschließend in der ganzen Stadt an die Geschäfte seiner Kunden auszuliefern. Mein anderer mit uns lebender Onkel, Julius, war sehr kultiviert und gebildet, hatte aber nie Arbeit. Einmal hörte ich jemanden von ihm sagen, dass er der gute Freund vieler Leute sei, was in gewisser Weise seine Hauptbeschäftigung zusammenfasste. Es war auch Onkel Julius, der für gewöhnlich Max und mich an den Wochenenden zu Fußballspielen mitnahm – die restliche Zeit war er konversierend, rauchend oder Zeitung lesend am Stammtisch seines Lieblingskaffeehauses anzutreffen. Die jüngere Schwester meiner Mutter, Tante Camilla, die in ihren Dreißigern war, half unterdessen meiner Mutter und meiner Großmutter dabei, den Haushalt zu führen. Genauso wie sein Bruder Ferdinand hatte Onkel Robert im Krieg in der österreichisch-ungarischen Armee gedient; er war an der italienischen

Onkel Robert während
des Ersten Weltkrieges an
der italienischen Front
nahe Rovereto



Front stationiert gewesen und kehrte von dort unversehrt und ohne Auszeichnung zurück.

Ein weiterer Bruder meiner Mutter, Hugo (meine Mutter hatte fünf Brüder und drei Schwestern), war ebenfalls an die Ostfront entsandt worden. Er war jedoch nicht zurückgekehrt, und sein Leichnam wurde nie gefunden. Obwohl sicher zu sein schien, dass er getötet worden war, existierten auch Berichte, die besagten, er sei möglicherweise in russischer Gefangenschaft, und meine Großmutter gab die Hoffnung nie auf, dass er eines Tages wieder auftauchen würde. Jedes Mal, wenn jemand bei uns läutete, wandte sie sich um und blickte ängstlich zur Tür, in der Hoffnung, es sei Hugo.

Offiziell hatte meine Großmutter einen vierten, unverheirateten Sohn, meinen Onkel Alfred, der, so wurde angenommen, allein in seiner Garçonnière lebte. Anfang dreißig und der jüngste unter den Brüdern meiner Mutter, war er in der glücklichen Lage, eine feste Anstellung als Spediteur innezuhaben, die verschiedene Annehmlichkeiten wie einen Dienstwagen samt Chauffeur mit

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges; stehend (von links): meine Mutter im Alter von sechzehn Jahren und mein Onkel Hugo; Vierter und Fünfter von links: meine Onkel Robert und Julius; ganz rechts im Bild meine Tante Camilla; sitzend als Zweiter von links: Onkel Ferdinand



sich brachte. Tatsächlich war er aber kein Junggeselle: Alfred war verheiratet und lebte mit seiner Frau, einer reizenden jungen Wienerin namens Paula, zusammen. Das »Problem mit Paula« bestand darin, dass sie nicht jüdisch war. Onkel Alfred war überzeugt, das Wissen um diesen Umstand würde seiner Mutter solch großen Kummer bereiten, dass er nicht zuwege brachte, ihr seine Heirat zu beichten. Alle anderen in der Familie wussten hingegen bestens Bescheid, auch wenn Stillschweigen vereinbart worden war. So glaubte ich eine Zeit lang, in ein aufsehenerregendes und sorgfältig gehütetes Geheimnis eingeweiht worden zu sein – bis ich herausfand, dass die Dinge in Wirklichkeit anders lagen, als sie sich darstellten.

Ungefähr ab dem Alter von zehn Jahren verbrachte ich das Wochenende hin und wieder bei Alfred und Paula in ihrem hübschen Häuschen in der Vorstadt, mit seinem kleinen Swimmingpool und dem Garten voller Obstbäume. Meine Mutter hatte mich davor gewarnt, im Beisein meiner Großmutter von Paula zu sprechen, doch war ich ein Kind und wusste mir nicht zu helfen: Eines Sommerabends kam ich mit einem Korb voller Pflirsche und Erdbeeren, die ich mit Paulas Hilfe gepflückt hatte, nach Hause, und in meiner Aufregung rutschte mir ihr Name heraus.